

LUDVIGH Samuel
(1801-1869)

Der Fackelträger.

Ja, eine leuchtende Fackel des geistigen Fortschrittes hat er getragen in die entlegensten Ansiedelungen des fernen Westens, von welcher mancher zündende Funke in die für Alles Gute und Schöne empfänglichen deutschen Herzen gefallen ist, — die heilige Flamme der Wissenschaft und Bildung hat er gehegt und gepflegt und an ihren belebenden Strahlen das eigene Feuer der Begeisterung für die ewigen Menschenrechte genährt bis an sein selbigen Ende. Die Flamme ist erloschen, — die Natur hat ihren Tribut gefordert, und die zarte Hülle, in welcher das bescheidene Lämpchen auf dem Altare reiner Humanität glühte, ist von der rauhen Hand des unerbittlichen Knochenmannes zerleimt worden. Wir stehen an seinem Grabe und lassen die Hauptmomente seines thätigen, vielbewegten Lebens vor unserem geistigen Auge vorüberziehen.

Dort, wo das kristallklare Flüsschen Güns, auf den hohen Fischbacher Alpen Steiermarks entspringen, sich in die weite Ebene des nordwestlichen Ungarns wirft und der sprudelnden Naab zufließt, liegt das artige Landstädtchen Güns, dort erblickte Dr. Samuel Ludvigh am 13. Februar 1801 das Licht der Welt.

Seine Vorfahren wohnten bereits im siebzehnten Jahrhundert an diesem Orte und gehörten dem wohlhabenden Bürgerstande an. Sein Vater, Samuel Ludvigh,

E 184
G 3 D 5

„Der deutsche Pionier“
Cincinnati, Ohio,

1870 Feb., Heft 12.

p. 354-60.

am 7. August 1772 geboren, war in seiner Jugend ein schöner Mann, geistreich, heiter, angenehmer Gesellschafter, schrieb Kniittelverse, betrieb, außer Buchbinderei und Buchhandel, die Landwirthschaft mit so gutem Erfolge, daß im Jahre 1810 sein Vermögen über 100,000 Gulden betrug. Seine Mutter Theresia, geborene Schöpf, gestorben am 10. September 1829 im 50. Lebensjahre, war ein edles, braves Weib, das mit ganzer Seele ihren Kindern und dem häuslichen Tische lebte. In dankbarer Anerkennung ließ ihr der Sohn ein Denkmal mit folgender Inschrift setzen:

Liebend geliebt lebt ewig Dein Geist
Im Geiste des dankbaren Sohnes.
Wenn mit dem Tode Liebe winkt,
Kann Sterben nur Entzücken sein.

Th e o d o r

Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn scheint nicht von denselben harmonischen Gefühlen durchdrungen gewesen zu sein. Ludwig schreibt über ihn: „Mein Vater ist jähzornig, launisch und hat kein Mitleid mit Armen, Bettlern, besonders Handwerksburschen, verabreichte er nie eine Gabe ohne Murren. Arbeitet, so werdet Ihr zu essen haben, hieß es da gewöhnlich. Die Mutter hat nach Kräften im Stillen manchem Armen geholfen. Mein Vater ist zeigig oft bei Kleinigkeiten und verschwenderisch im Großen. Sein Geschäft betrieb er mit Fleiß und Thätigkeit, — doch frühe gewohnt in Ueberfluß zu leben, waren die Ausgaben nie den Einnahmen angemessen. Du magst lernen, was Du willst, ich bezahle gern Alles, nur erwarte nicht, daß Du nach meinem Tode Etwas erben wirst, pflegte er häufig zu sagen. Er hat auch wirklich viel an mich verwendet, und ich bin ihm dankbar dafür.“

Ludwig hatte nur eine Schwester, Susanna Katharina, geboren am 20. Juli 1799, an den Apotheker Stephan von Kützel und nach dessen Tode an den Senator Karl Graß verheirathet.

Von der ersten Lebensperiode Ludwigh's wissen wir, daß er als ungewöhnlich starkes Kind zur Welt kam, jedoch im ersten Jahre krank wurde und 7 Jahre lang hinfiechte, — ein Umstand, den seine delikate Organisation und wohlbekannte Erscheinung in späteren Jahren zu rechtfertigen scheint. Wegen dieser körperlichen Schwäche wurde er im 7. Lebensjahre der Obhut eines Hauslehrers anvertraut, welcher ihn als NBG-Schüler inaugurierte, — später kam er in die Klippische der Frau Klein und dann in die lateinische Schule, wo „die Regeln des Donatus in ihn hineingebläut“ wurden. Seine Gymnasialbildung erhielt Ludwig in dem Calviner-Collegio zu Pöpa, und im Hause seiner Tante Sitos in Oedenburg wurde er in die „feinen epikureischen Künste und Genüsse“ der Gesellschaft eingeweiht. Hier war es, wo der Privat-Dozent Stephan Karolvi durch Declamationen aus Matthison die erste Liebe zur Poesie in ihm erweckte und seinem Geiste eine schwärmerische, ideale Richtung gab. „Dieses letzte Gymnasial-Jahr,“ schreibt Ludwig, „war das Embryo, aus welchem sich alle meine spätern Verhältniß-herleiten lassen, — Glend und Schmerz, doch auch Genuß in Fülle, — nie ein normaler Zustand der Seele.“

Dieser Hang zur Schwärmerei ließ ihn in der Apothekertochter Amalie das Ideal seiner Träume erblicken und bewog den sechszehnjährigen Jüngling bei ihrem Vater Andreas Kochmeister als Lehrling einzutreten. Doch seine Ideale waren bald zertrümmert, — dem verwöhnten Studenten behagte die abgeschlossene Lebensweise



ebenjo wenig, wie das „Du“ der Frau Prinzipalinn und die kalte Behandlung des angebeteten Fräuleins. So löste sich dieses Verhältniß bald auf, und um den erzürnten Vater einigermaßen zu versöhnen, warf sich Ludwigh mit solchem Eifer auf die Buchbinderei, daß er in 1819 von der Kunst zum Ritter geschlagen wurde, ob schon der Titel „Gefelle“ dem jungen Herrn nicht sonderlich zuzagte. Als solcher trat er dann „in der Kutsche seines Vaters“ eine Wanderung nach Steiermark an, durchstreifte in den folgenden Jahren Ober- und Unter-Österreich, Steiermark, Croatien, Syrien, Ober-Italien, die Schweiz, Elßaß, Baden, Württemberg und schrieb während dieser Tour „sein erstes Buch, das freilich nicht gedruckt ist, gedruckt zu werden.“

Im dieser Zeit veränderte sein Vater den Namen Ludwig in Ludwigh, in Folge eines Adelsdiploms, das nach dem Tode eines verwittweten Ludwigh in Raab in den Besitz der Familie gekommen war. Ein rathhaltiger Advokat übernahm für ein Douceur von 500 Gulden die genealogische Aufgabe, den Nexus zwischen Georgius Ludwigh, der unter Kaiser Leopold in den Adelsstand erhoben wurde, und der jüngeren Linie nachzuweisen. Wirklich wurde am 17. März 1825 der Vater bei dem üblichen Raaber Comitats als Edelmann anerkannt und das alte Adelsdiplom feierlich publicirt.

Im Jahre 1823 etablirte Ludwigh eine Buchhandlung in Raab, welche indeß von so ungünstigem Erfolge begleitet war, daß er diesem Geschäft ganz Valet sagte, sich der Jurisprudenz zuwandte und nach vollendeten Studien und glücklich bestandnem Examen seine Laufbahn als Advokat in Pesth begann. Im folgenden Jahre ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder, doch die Lust zum Wandern, seine Wissensbegierde, sein strebsamer, unruhiger Geist trieben ihn aus den engegezogenen Grenzen bürgerlichen Stilllebens in die weite Welt, und so finden wir ihn in 1835 als Sekretair des Fürsten Friedrich von Schwarzenberg in Constantinopel. Mit diesem höchst geistreichen Prinzen durchstreifte er die Türkei, Griechenland, die Wallachei, Siebenbürgen, und ein andauernder, pikanter Briefwechsel giebt Zeugniß von den intimen Beziehungen dieser verwandten Seelen. Nach der Heimath zurückgekehrt, fand er auch dort nicht die ersehnte Befriedigung und Verwirklichung seiner Ideale, und so entschloß er sich, der alten Welt für immer Lebewohl zu sagen und sein Glück in der neuen zu versuchen. Was diesen Entschluß bestärkte, war ein Conflict mit der österreichischen Censur, deren Ungnade er sich durch ein im Jahre 1833 publicirtes Werk über Ungarn zugezogen hatte, und welches nicht gerade sehr schmeichelhaft sich über das „Metternich'sche System“ ausließ. Der junge Literat mußte einen Revers unterzeichnen, daß er hinfüro Nichts „Staatsgefährliches“ mehr schreiben oder drucken lassen wolle, und somit war seine literarische Carriere in Europa gebrochen.

Im März 1837 führte er diesen Entschluß aus. Ueber die Gefühle, welche ihn dazu bestimmten, spricht er sich in der Einleitung zum „Roman meines Lebens“, welche er seiner Freundin, der Gräfin Justine von Czath, widmete, in folgenden Worten aus: „Ich verlasse mein Vaterland, ziehe aus dem stillen Hafen der Sorgen in einen geräuschvolleren, — mir ist Europa zu klein, ich will sehen, wie es die Menschen in Pmerika treiben. Das Scheiden wird auch mir schwer fallen, denn — wer würde sein Vaterland nicht lieben? Doch gewohnt der Stimme des Herzens und dem Winke des Schicksals zu folgen, wird sich die Wehmuth, im Bewußtsein frei

erfüllter Pflicht, bald in Heiterkeit verwandeln und getrost sieht der geprüfte Kämpfer zum Kampfe hinaus und zum Sieg.“

Hiermit schließt der Ueberblick von sechs und dreißig Jahren seines Lebens in Europa, welches er selbst als einen „Roman“ bezeichnet, zu dessen Conturen er ein detaillirtes Bild in den Novellen „Des Jünglings Fall“, „Des Freier's Beichte“, und „Der Dichter und sein Beslag“ geliefert hat.

Wir wollen unsere Leser nicht mit der langweiligen Schilderung einer langwierigen Oceansahrt im Zwischendeck annuyiren, damit sie nicht zum zweiten Male von den unangenehmen Gefühlen der Seekrankheit befallen werden, — die Meisten der alten Pioniere haben diesen schrecklichsten der Schrecken eigenhändig durchgemacht und erinnern sich lebhaft der näheren interessanten Umstände. Nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf, wo unser europäischer Held den Fuß an das „gelobte Land“ setzt, und das moderne „Canaan“ mit allen seinen unerforschten Reichthümern und verborgenen Hoffnungen vor ihm ausgebreitet liegt. Es war im Juli 1837, als Ludwigh im Hafen von New-York landete, und es erging ihm höchst wahrscheinlich, wie jedem anderen Einwanderer, — die Brust war von kühnen Plänen und großen Erwartungen geschwellt, — sollte ihm die neue Welt das bieten, was die alte ihm versagt hatte, sollten die Ideale seiner Jugendträume hier realisiert und Amerika für ihn das Land werden, wo „Milch und Honig fließt.“ Wir wollen sehen! Zunächst war der Ankömmling nicht ganz ohne Mittel, denn, wie er selbst scherzhaft bemerkt, fand er nach langem Suchen noch „einen österreichischen Kreuzer“ in seiner Tasche. In Folge dieser Finanz-Verhältnisse sah sich sein Wirth in William-Straße, bei welchem er abgestiegen war, veranlaßt, 25 Cents Fuhrlohn für den unvermeidlichen Koffer vorzustrecken. Doch hatte der Neuling mehr Glück, wie viele seiner Collegen, denn kaum hatte er sich aufgesetzt und seinen Empfehlungsbrief dem wohlbekannten Buchhändler Radde überreicht, als dieser ihm frohe Botenschaft verkündete. „Sie kommen gerade im gelegenen Augenblicke,“ bemerkte er, nachdem er den Brief gelesen, die „Alte und Neue Welt“, eine Zeitung in Philadelphia, wünscht einen Editor, und glaube ich, daß Sie für diese Stellung passen.“

Herr Radde war so freundlich, dem Abgebrannten 55.00 Reijegeld vorzuschicken, und so finden wir Ludwigh als wohlbestalteten Editor der „Alten und Neuen Welt“ in Philadelphia mit einem wöchentlichen Gehalte von 88.00. Dieser geringe Betrag würde für die Bedürfnisse des genügsamen Ludwigh wohl ausgereicht haben, indeß, da er sich verheirathet und überdies die Circulation des Blattes unter seiner Leitung zugenommen hatte, so glaubte er zu einer höheren Compensation berechtigt zu sein. Die Forderung von 110.00 wöchentlicher Gage schlug der in Finanzangelegenheiten etwas genaue Eigentümer, Herr Wesselhöft, rundweg ab, und ein solches Gebahren empörte Ludwigh dermaßen, daß er seine Stellung quittirte und in der „Concier“-Druckerei des Herrn Holden das Segen erlernte, um sich auf eigene Füße zu stellen und die zur Herausgabe einer Zeitung erforderliche Technik zu erlernen.

In Verbindung mit dem Herrn F. W. Thomas, dem jetzigen Herausgeber der „Freien Presse“ und wohlbekannten Buchhändler, gab er dann eine liberale Wochen-schrift, den „Wahrheitsjucher“, heraus, doch der freisinnige Inhalt fand so heftige



Opposition Seitens der clerikalen Partei, daß das Blatt mit der 15. Nummer aufgegeben wurde.

In dieser Periode wurde die Van Buren'sche Wahl-Campagne geschlossen, und politische Drahtzieher, welche sich der gewandten Feder Ludvigh's verschliern wollten, animirten ihn zur Herausgabe einer Campagne-Zeitung in Baltimore, Md., indem sie ihm nicht allein Presse und Typen, sondern auch eine wöchentliche Subvention von \$12.00 zur Disposition stellten. Ludvigh ließ sich dieses menschenfreundliche Anerbieten gefallen und warf sich mit allem Eifer in die politische Arena. Doch zum Unglück wurde seine Partei geschlagen, und die gütigen Pöferanten ließen die Presse durch einen Constabler wegholen. Der unerschrockene Ludvigh ließ sich hierdurch nicht abhalten, mit der Herausgabe seines Blattes fortzufahren und kämpfte noch 2 Jahre lang auf eigene Faust für die Principien der Wahrheit und des Fortschrittes. Doch da er mit seinen freisinnigen Voren vielfach Anstoß erregte und schonungslos die Kirche geißelte, verlor er nach und nach so viele Abonnenten, daß er das Blatt aufgab und das Material an Herrn Raine, den Vater des Herrn Fr. Raine, jetzigen Herausgebers des „Deutschen Correspondenten“ in Baltimore, verkaufte.

Da Ludvigh einsah, daß seine bisherigen literarischen Versuche mehr oder minder ohne Erfolg gewesen waren, so beschloß er ein Blatt herauszugeben, welches ganz seinen Ideen und Ueberzeugungen entspräche, und dem er für die Folge alle seine Kräfte und geistige Thätigkeit widmen wolle. Dieser Entschluß fand seine Verwirklichung in der „F a c e t“, einer Vierteljahrsschrift, welche im Jahre 1849 zum ersten Male ihr Erscheinen machte. Mit dieser Facet ist der Herausgeber, so zu sagen, identisch geworden, man kann sich Ludvigh ohne Facet und die Facet ohne Ludvigh nicht wohl denken, — in diesem, von ihm gehegten und gepflegten Blatte hat er alle ihm innewohnenden Gedanken über Fortschritt und Menschenrechte niedergelegt, — sie enthält sein Glaubensbekenntniß und seine Welt-Anschauung.

Es war natürlich, daß bei einer so eigenthümlichen Richtung das Blatt in seiner nächsten Umgebung nur einen geringen Leserkreis finden konnte, deshalb war Ludvigh genöthigt, sich seine Abonnenten im ganzen Lande selbst „auszuspicken“. So finden wir ihn beständig auf den Rädern, bald in Boston, bald in New-Orleans, bald in St. Louis, bald in Charleston, — gleich dem „ewigen Juden“ ohne Raht und Ruh das Land durchstreifend, um seinen Ideen und seiner Facet Eingang zu verschaffen. Er erthob das Reisen zu einer förmlichen Kunst, indem er Hotel-Rechnungen, Eisenbahn- und Dampfschiff-Tickets gegen Anzeigen liquidirte und diese ausgedehnten Touren nach allen Richtungen der Windrose so öconomisch einrichtete, daß er mit den einkassirten Abonnements-Geldern die Kosten seines Blattes und den Unterhalt seiner Familie bestreiten konnte. Nebenbei blieb er auf diesen Streifzügen in beständiger Verbindung mit der Office, da seine Tour in bestimmte Stationen eingetheilt war, wo ihn Briefe und Packete mit Schriften zur Verteilung erwarteten und von denen aus er Manuscript für die nächste Ausgabe einsandte. Nicht selten lieferten ihm diese Reisen selbst hinreichenden Stoff zur Bearbeitung, den er in humoristischer Weise aufsaßte und auf Dampfbooten, Eisenbahnen zc. ebenso rasch, wie pikant verarbeitet.

Durch seine Liebenswürdigkeit, Leutseligkeit, seinen Manicren und Bildung ge-

wann er sich einen großen Kreis von Freunden, und der biedere Fackelträger war an allen Orten ein willkommenener Gast.

Um seine materiellen Verhältnisse zu verbessern, zog er im Jahre 1859 nach St. Paul, Minnesjota, wo er neben der „Fackel“ die „Minnesjota Staatszeitung“ herausgab. Doch da dieses Unternehmen nicht den gewünschten Erfolg hatte, ließ er sich in 1865 in Cincinnati nieder, wo er bis zu seinem Tode verblieb.

Am 30. December 1868 traf ihn ein Schlaganfall, nachdem er bereits früher wiederholt ähnlichen Attaquen mit geistiger Fähigkeit widerstanden hatte. Von diesem letzten Anfalle erholte er sich nicht wieder, namentlich litt er an schrecklichem Asthma. Am 28. Januar 1869 von einer Reise nach Louisville zurückgekehrt, fühlte er sich sehr erschöpft und mußte sich niederlegen. Da er sich seines nahen Todes bewußt war, dictirte er seinem Schwiegersohne, Herrn W. F. Peterson, eine Autobiographie in die Feder, behufs Publication in dem Boston „Investigator“, doch mußte er vor Erschöpfung diese Arbeit unvollendet aufgeben. Mit der größten Ruhe sprach er von seiner bevorstehenden Reise „in das große, ewige Reich der Natur“, gab geschäftliche Instruktionen und traf Anordnungen für sein Begräbniß. Am Sonntag den 14. Februar fühlte er sich sehr schwach. „Sage meinem alten, langjährigen Freunde Haffaurek“, flüsterte er seinem Schwiegersohne Peterson zu, „daß er mir die Leichenrede hält.“ Mit diesen Worten verschied er. Leider konnte sein letzter Wunsch nicht erfüllt werden, da Herr Haffaurek sich auf einer Reise im Osten befand. Am 12. Februar wurde die Leiche unter großer Theilnahme zahlreicher Freunde beigesetzt. General A. Willish hielt die Grabrede.

Fassen wir das Leben des alten Wonders in kurzem Ueberblicke zusammen, so können wir es in zwei auch durch physikalisch-geographische Grenzen geschiedene Hauptperioden theilen. Sein Leben in Europa war ein förmlicher Roman, in welchem die jugendliche, schwärmerische Richtung die Ueberhand gewann und die Phantasie häufig mit dem Verstande durchging. Dort schwärmte der verliebte Jüngling für Ideale und Mothscheit-Phantasien, wie er denn selbst mit einer gewissen Ironie zugestehet: „Wenn Liebe eine Schwäche und „Verliebtsein“ Wahnsinn ist, so war ich nicht nur sehr schwach, sondern einige Mal sogar wahnsinnig. Mein Geist war früh empfänglich für alles Schöne, und ich schwelgte oft im Ideal. Die Wirklichkeit hat jedoch oft bitter getäuscht, und was ich im Individuum nicht finden konnte, das habe ich reiches im Geschlechte gesucht. „Chre und Liebe“ waren die mächtigsten Triebfedern aller meiner Handlungen, welche oft mit der öffentlichen Meinung in Conflict kamen und mich in ein Labyrinth von Leiden und Sorgen gestürzt haben.“

Der Materialismus, welchen er in Amerika vorfand, gab auch seinen Ideen eine mehr praktische Richtung. Wenn in den Schriften seiner Jugendperiode der Zweifel, der Kampf, das Streben nach Wahrheit und geistiger Unabhängigkeit vorwaltend, so spricht sich in seinen späteren Schriften der scharfe Verstand, die reine Vernunft, die philosophische Ruhe aus. Er selbst charakterisirt diesen Dualismus, dieses gespaltene und doch einheitliche, correspondirende Wesen folgendermaßen: „Der philosophische Gottesglaube, die Sehnsucht nach persönlicher Unsterblichkeit durchweht alle meine Jugendchriften und der Materialismus, welcher sich in meinen Werken des vorgerückten Alters kund gibt, steht mit dem Idealismus des Jünglings



in keinem grellen Widerspruche, sondern ist vielmehr die Consequenz der forschenden Vernunft, die natürliche Folge geistiger Entwicklung."

Wohl wenige deutsche Literaten sind so fleißige Schreiber wie Ludvigh gewesen, — er hat eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben. Außer seinen Reden und Vorlesungen, „Romanen“, Reiseberichten, Abhandlungen sind seine vorzüglichsten amerikanischen Werke: „Alt und Neu“, „Frisch und Frei“, „Gesunder Menschenverstand“, „Der Priester Spiegel“, „Tayllorand's Sendschreiben an den Papst". Letzteres Werk hat namentlich Aufsehen erregt. Seine europäischen Schriften haben wir oben erwähnt.

Als Redner besaß Ludvigh ein bedeutendes Talent, — obgleich sein Organ nicht kräftig war, schlug doch der glodenreine, melodische Ton wohlgefällig an das Ohr. Dabei war seine Sprache gewählt, bewegte sich stets auf dem höheren Gebiete der Wissenschaft und wurde durch natürlichen Humor gewürzt.

Als Familienvater war er darauf bedacht, seinen Kindern eine vorzügliche Erziehung angedeihen zu lassen und wurde in diesem Streben von seiner trefflichen Gattin auf das Redlichste unterstützt. „Häusliches Glück", schreibt er, nach dem ich in der Heimat vergebens gestrebt, ist mir in Amerika zu Theil geworden. Auch fehlt es mir hier, seit zwanzig Jahren, nie an geistiger Thätigkeit, so zur besonderen Bedingniß meines inneren Glückes gehört."

Wenn die warme Frühlingssonne den Wanderer in's Freie lockt, und er seine Schritte nach dem herrlichen Friedhofe Spring Grove, dem geschmackvollsten in den Ver. Staaten, wagt, wird er im Schatten der Bäume auch das Grab des alten Pioniers finden. Dort ruht er aus von den Mühen und Lasten, von den Kreuz- und Querzügen, von den Kämpfen und Stürmen, von den Hoffnungen und Täuschungen des Lebens. Sein Leben war ein fortwährender Kampf für die höchsten Güter der Menschheit. Das schöne Bild von der umgekehrten Fackel findet auf ihn eine doppelte Anwendung.

Er widmete der Wissenschaft sein Leben,
Dem geist'gen Fortschritt galt sein ernstes Streben,
Des Rechtes Anwalt, — doch dem Bösen Kläger,
Das war der alte, wahre Fackelträger!

H's.